

Barbara Messer



Mensch bleiben

**Wahre Geschichten
aus der Altenhilfe**

schlütersche

Inhalt

Vorwort	7
1 Das Alter ist keine Frage der Lebensjahre .	10
Mit Moritz in der Schule	10
Wo tut es denn weh?	14
Die Schuhverkäuferin	16
Lieber Gott, lass Abend werden, Morgen wird es von allein	18
2 In fast familiären Verhältnissen	22
Badewasser für zwei	22
Der Milchbecher	25
Ohne ihn	33
Im Bad mit Herrn Seidel	36
Dialoge mit Ömchen	41
Lisbeth, die Lady aus der Großstadt	43
3 Liebe kennt kein Alter	47
Noch einmal lieben	47
Das geht doch nicht!	50
Er ist eine Sie	54
Sex, Drugs and Rock'n'Roll	58
4 Als Zeitmangel noch kein Problem war ...	62
Auf dem Rummel	62
Hat mal jemand einen Sahnebonbon?	66
Es klappert die Mühle am rauschenden Bach	70

5 Wenn Vergangenes nicht vergeht	74
Ertrunken?	74
Das Baby kommt gleich!	79
6 Nachts auf Station	86
Übergabe	86
Der Einbruch	89
Die Rot-Kreuz-Schwester	94
7 Am Ende zählt nur das Leben	99
»Wo ist Richard?«	99
»Mein Leben war bunt und schön«	103
Anna	106
Die Postkarte	110
Schlusswort	115
Die Welt braucht mehr Piepenbrinks	115

Vorwort

Dieses Buch ist eine kleine Auswahl meiner Erfahrungen und Erinnerungen als Altenpflegefachkraft. Ich empfand die Beschäftigung und Auseinandersetzung mit den Geschichten und den Menschen dahinter immer als einen faszinierenden Aspekt meiner praktischen Berufsjahre. Seit ich als Trainerin Seminare und Fortbildungen gebe, entdeckte ich, dass solche Geschichten immer wieder ein Impuls an meine Teilnehmer sind, selber über ihre Erlebnisse nachzudenken. Aus mancher vermeintlich unangenehmen Erinnerung wurde im anschließenden Gespräch ein richtiger Aha-Effekt.

Deshalb öffne ich dieses kleine Schatzkästchen nun auch für Sie. Es ist meine Einladung an Sie, mit offenem Herzen und einem Augenzwinkern auf Ihren Beruf in der Altenpflege zu schauen. Denn trotz allem Gerede, aller politischen Einflussnahme, allen Gesetzen, Verordnungen, Standards etc. geht es in der Altenpflege immer noch um die Begleitung und Pflege von alten Menschen. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Vielen von uns liegt der alte Mensch am Herzen; nicht als Pflegefall, sondern als Mensch: individuell, liebenswert, ein bisschen schrullig und in jedem Fall eine erstaunliche Fundgrube an Geschichten und Erfahrungen.

Vor kurzem hielt ich einen Vortrag mit dem Titel »Liebeserklärung an die Pflegeplanung«. Die Rednerin vor mir stellte ein Konzept zur Hospizpflege vor. Ich schnappte lediglich die letzten Minuten ihrer Präsentation auf, in der auch wieder eine Geschichte erzählt wurde. Berichtet wurde von einer alten Frau, die sehr eingeschränkt und reduziert lebte. In dieser vermeintlichen Eingeschränktheit hatte sie etwas ganz Kostbares geschaffen: Ihr war es möglich, in wenigen Sekunden einen sehr intensiven Kontakt zu anderen Menschen herzustellen. Dazu legte sie ihre Stirn und Nase an die Stirn und Nase des Gegenübers und blickte diesem tief in die Augen. Dieser intensive Kontakt dauerte nur wenige Sekunden. Er stellte aber eine Bindung her, die für Stunden anhielt und die die Pflegekräfte tief beeindruckte.

Dieses kleine Beispiel zeigt, wie wenig es braucht, um einen tiefen, befriedigenden Kontakt in einer Pflegebeziehung herzustellen. Es ist nicht immer die Zeit, die fehlt. Es ist oft der Mut, der uns Pflegekräften abhandengekommen ist. Vor lauter Dokumentationen, Prüfungen und Vorschriften haben viele von uns vergessen, wie eine direkte, unmittelbare Begegnung zweier Menschen gelingen kann.

Pflege braucht nicht nur Zeit. Gute Pflege braucht Intensität, Tiefe, Professionalität und den Mut, sich wirklich zu begegnen.

Die Geschichten in diesem Buch habe ich so ausgewählt, dass sie vom Mut sprechen, sich auf einen alten Menschen einzustellen und seine Fülle wertschätzen zu können. Ich

möchte Ihnen gern zeigen, wie vielfältig und einzigartig die zu versorgenden alten Menschen sein können und wie reich die Begegnungen mit ihnen sind. Und ich bin mir sicher: Sie haben das alles schon einmal erlebt. Nicht genauso, wie ich es erlebt habe, aber ähnlich und sicherlich mit dem gleichen Gefühl der Achtung und der Wertschätzung.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen viel Vergnügen bei der Lektüre!

Berlin, im Mai 2014

Barbara Messer

1 Das Alter ist keine Frage der Lebensjahre

Mit Moritz in der Schule

Als ich sie das erste Mal sah, traute ich meinen Augen kaum. Solch eine kleine, wendige, sich immer wieder im Bett drehende Frau hatte ich noch nie gesehen. Es war mir nicht möglich zu sagen, wie alt sie wohl war. Allein die Tatsache, dass sie im Bett lag, war natürlich ein Hinweis auf ihr höheres Alter und ihre Gebrechlichkeit. Aber ihr agiles Verhalten, die glatte Haut und ihre lebhaftere Ausdrucksfähigkeit verliehen ihr das Aussehen eines jungen Mädchens.

Ich war zum ersten Mal auf einer ganz normalen Pflegestation. Damals, in den 1980ern, war es vollkommen selbstverständlich, dass sich vier Bewohnerinnen ein Zimmer teilten. Ebenso selbstverständlich war es leider, dass die Bewohner eines Pflegeheims nahezu den ganzen Tag in ihren Betten verbrachten. Über Wochen und Monate. Von Aktivierung redete damals noch niemand.

»Moritz«, wie wir sie alle nannten, schien es überhaupt nicht zu stören, dass ihr Lebensraum nur noch aus ihrem schmalen Bett bestand. Das war der Lebensraum für ihren Körper, der – so sagten es die Ärzte – höchst pflegebedürftig war. Ihr Geist aber und ihre Seele reisten weit über ihre kleine Bettstelle hinaus.

Moritz und ich waren uns von Anfang an sympathisch. Ohne Zögern bot sie mir das »Du« an. Ich freute mich darüber und fühlte mich geehrt, dass sie mir dieses Vertrauen schenkte. Obwohl wir viele Monate miteinander verbrachten, war es ihr nie möglich, meinen Namen zu kennen und zu erinnern. Unserer liebevollen und freundschaftlichen Beziehung tat das keinen Abbruch. Im Gegenteil – es schien überhaupt nicht wichtig zu sein, wer ich war und wie ich hieß. Mich störte es auch nicht, denn ich bekam von Moritz so viel Liebe und Sympathie geschenkt, dass mein Name nicht wichtig war.

Heute weiß ich den wirklichen Namen der alten Dame nicht mehr, aber ihren Spitznamen Moritz werde ich immer erinnern. Damit stellte sie sich mir vor. Es war der Name, den ihr Vater ihr einst gegeben hatte. Ihr Spitzname.

Moritz war eine sehr kleine Frau, mit weicher frischer Haut, die kaum Altersspuren zeigte. Trotz ihrer Pflegebedürftigkeit war sie so wendig und flink, dass ich nicht mehr weiß, welche Erkrankung dafür gesorgt hatte, dass sie das Bett nicht verlassen konnte.

Bezeichnend für sie war, dass sie sich in ihren Wachphasen kontinuierlich im Bett hin und her bewegte, quasi drehte. Sie hatte eine fortwährende Eigenbewegung, die es sehr schwer machte, sie anzuziehen oder zuzudecken. Wir gingen schließlich dazu über, ihr weiche kuschelige Ganzkörperschlafanzüge anzuziehen, sodass sie sich beim Hin- und Herbewegen nicht aufdeckte und dadurch verkühlte.

Wenn auch ihr stete Bewegung, einem Brummkreisel nicht unähnlich, auffällig war, so war Moritz trotz allem sehr zufrieden und lebte angeregt in ihrer Vergangenheit. »Hast du meinen Ranzen gesehen?«, fragte sie morgens munter, oder »Kommst du jetzt auch mit?« So oder so ähnlich begrüßte sie mich morgens, wenn ich ins Zimmer kam. »Wir müssen los, die Schule fängt gleich an«, war dann meist der nächste Satz. Moritz hatte es morgens stets eilig, ihr Ton war freundlich, aber auch ein wenig drängend. Ich brauchte ein paar Tage, bis ich verstand, dass sie uns für Schulkameradinnen hielt, die gemeinsam zur Schule gingen.

Unbedarft und naiv wie ich damals war, stieg ich liebend gern auf diese Geschichte ein. Tag für Tag lebten Moritz und ich in der Vorstellung, zusammen zur Schule zu gehen und auch den Schulalltag zu teilen. Durch meine Nachfragen und ihre Antworten entstand vor meinen Augen ein lebhaftes Bild von den Orten ihrer Kindheit. Fast immer, wenn wir miteinander zu tun hatten, schien sie in einer Altersepoche zu leben, in der sie ungefähr sechs bis neun Jahre alt war.

»Was machen wir heute nach der Schule? Wollen wir zusammen zum See?« – »Kommst du zu mir? Mein Vater ist auch da!« Mit solchen Fragen läutete sie unser gemeinsames Spiel als Freundinnen für den Nachmittag ein. Vergnügt blickte sie mich dabei an und schien sich zu freuen.

Moritz verfügte über eine einzigartige Gabe. Sie gestaltete ihr vermeintlich trostloses Leben als Pflegefall so, dass sie größtmöglich glücklich war. Das tat sie, indem sie sich in eine der schönsten Phasen ihres Lebens zurückversetzte. Diese malte sie sich in den schillerndsten Farben und sehr sinnesspezifisch aus. Und sie bezog meine Kolleginnen und mich intensiv in diese sehr glückliche Kindheit ein. Mit diesem Kunstgriff sorgte sie dafür, dass sie sich integriert und sozial eingebunden erlebte.

Hatte ich, was auch manchmal vorkam, nicht ganz so gute Laune, brauchte ich nur in ihr Zimmer zu gehen und zu sagen: »Moritz!« und dann sah sie mich mit wachen, liebevollen, vor Freude leuchtenden Augen an. Mehrfach täglich verbrachte ich viele Minuten an ihrem Bett, um mit ihr über die Erinnerungen aus ihrer Schulzeit zu sprechen. Die Bilder in meinem Kopf wurden so präsent, dass ich zwischendurch tatsächlich dachte, wir würden uns von früher her kennen. Noch heute, Jahrzehnte später, bin ich für diese Begegnung und Freundschaft sehr dankbar. Moritz hat mich gelehrt, wie kostbar die Fantasie eines Menschen ist.

Wie gern wäre ich tatsächlich – mit ihr – in ihre Geschichte eingetaucht und hätte ein Stück ihres Lebens kennengelernt.

Als sie starb, hinterließ sie in unseren Herzen eine große Lücke. Aber wir fühlten uns auch reich beschenkt. Denn es war eine Freude für uns, so viel Vertrauen und Freude

erfahren zu haben. Nie sah Moritz mich und meine Kolleginnen als Pflegekräfte an, die sie zu versorgen hatten, sondern als Freundinnen aus den guten alten Tagen.

Wo tut es denn weh?

»Wo tut es denn weh?«, fragte der kleine, alte Mann, der einen leicht beschmutzten, abgetragenen Kittel trug, der sicher schon bessere Zeiten gesehen hatte. »Mein Hals kratzt und ich bekomme schlecht Luft«, antwortete die Frau, die sich zu ihm ins Zimmer auf den Besucherstuhl gesetzt hatte. Sie war um die 80, ihr Haar war grau, fast schon weiß und sie trug, wie fast jeden Tag, einen dunklen Rock und einen hellblauen Pulli. Beides waren Kleidungsstücke, die sie heute mehr oder wenig beliebig aus dem Schrank genommen hatte.

Richard Mainz, immer noch amtierender Hausarzt, schaute ihr in den Mund, den sie bereitwillig öffnete, klopfte ein wenig auf Brust und Rücken, um dann zu sagen: »Lassen Sie sich vorn an der Rezeption ein Rezept ausstellen!« Charmant geleitete er sie hinaus, nicht ohne einen Kuss auf ihre Hand gehaucht zu haben. Auf dem Flur saß bereits eine Reihe weiterer Patienten auf den Stühlen und wartete auf die Konsultation. Richard Mainz ließ sich Zeit. Immer wenn er aus dem Zimmer trat, sah er seine Patienten kurz an, ging eine Weile auf dem Flur auf und ab und schaute sich an, was außerhalb seines Untersuchungszimmers vor sich ging. Je nachdem, was ihm gerade durch den Kopf

ging, sprach er auch den einen oder anderen Mitarbeiter, der ihm in weißer Kleidung entgegenkam, an. Geschäftig und kompetent gab er Anweisungen, wandte sich wieder seinen Patienten zu und bat mit den Worten »Der Nächste, bitte!« den nächsten Patienten in sein Sprechzimmer. Man hätte meinen können, es handelte sich um eine Spezialpraxis für Senioren.

Der nächste Patient war ein älterer Herr, ähnlich alt wie Herr Mainz. Also um die 85 Jahre. Herr Mainz arbeitete immer noch, er liebte seine Arbeit, die intensive Betreuung seiner Patienten. Hatte sie ihn doch ein Leben begleitet, seine Familie ernährt und ihm Ruhm und Ansehen gebracht. Darin steckte sein gesamter Lebensinhalt: andere Menschen zu heilen.

»Sie müssen mehr trinken! Ich werde Sie zu einem Kollegen überweisen, der kann noch genauer sagen, was mit Ihnen ist.« Herr Mainz blickte freundlich in das Gesicht des alten Mannes, der ihm nun wesentlich entspannter gegenüber saß. Eben erzählte er noch von seiner Vergesslichkeit, aber das hatte er schon wieder vergessen.

Auch diesen Patienten begleitete Herr Mainz freundlich nach draußen, »Holen Sie sich vorn bei meinen Damen die Überweisung ab«, waren seine letzten Worte, bevor es wieder hieß: »Der Nächste, bitte!«

Der Nächste war immer jemand aus der Reihe der Heimbewohner, die auch nicht mehr wirklich in Zeit und Ort

orientiert waren. Sie setzten sich, nun schon seit Monaten, immer gern auf diesen Bereich vom Flur. Das war der Platz, an dem das meiste Leben auf dem Wohnbereich herrschte, wo fast alle Menschen regelmäßig vorbeikamen, andere Bewohner, Mitarbeiter. Es war der Platz vor dem Zimmer des ehemaligen Hausarztes Richard Mainz, der demenziell erkrankt war. Seine eingeschränkte Orientierung sorgte dafür, dass er Situationen aus dem Jetzt mit jenen von Früher verwechselte.

Seine Kompetenz als fürsorglicher Hausarzt aber war ihm geblieben und sie wurde dadurch gestärkt, dass die Pflegekräfte, in Absprache mit seiner Ehefrau, diese »Nebenbeschäftigung« akzeptierten. Es kam nie jemand zu Schaden. Im Gegenteil, auch die anderen Patienten profitierten davon, denn so war mehr los in dem doch immer wieder recht langweiligen Alltag.

Die Schuhverkäuferin

Es war ein ganz normaler Dienstag. Ich arbeitete bereits als Trainerin und Dozentin in der Pflegebranche und hatte unter anderem regelmäßig in den unterschiedlichsten stationären Pflegeeinrichtungen zu tun.

An diesem Tag war ich zu einem Vorgespräch bei einer Heim- und Pflegedienstleitung in Oldenburg eingeladen. Es ging um ein mehrtägiges Teamtraining, das die beiden Damen für ihre Pflegeteams ins Leben rufen wollten.

Ich hatte mich, wie üblich, besonders chic angezogen und war sehr stolz auf meine neuen Schuhe. Wann findet man mit Schuhgröße 43 schon mal schöne Schuhe? Das ist jedes Mal ein unverhoffter Glücksgriff. Deshalb freute ich mich umso mehr an meinen schönen schwarzen Schuhen, die im Sonnenlicht glänzten.

Es war kurz nach der Kaffeepause, als ich den Flur vor den Büros von Einrichtungs- und Pflegedienstleitung betrat.

Dort wurde ich von einer netten weißhaarigen Dame angesprochen. »Für welchen Schuh interessieren Sie sich denn?«, war ihre erste Frage an mich – und gleichzeitig fiel mein Blick auf mehr als zehn Paar Schuhe, die akkurat aufgereiht vor ihrem Zimmer standen.

»Sie haben einen so aparten Fuß, da zeige ich Ihnen gleich einmal das passende Modell. Kommen Sie doch bitte mal her.« Bass erstaunt lächelte ich dieses herzliche Gesicht an. »Eine Schuhverkäuferin«, dachte ich. Was für eine schöne Idee, dass sie hier ihr Handwerk, den Verkauf von Schuhen und das Verkaufsgespräch, weiterführen konnte.

Als sie meine neuen Schuhe intensiver musterte, bestätigte sie meinen guten Geschmack und wünschte mir noch einen guten Tag. Wie hätte ich den nach dieser zauberhaften Begegnung nicht haben können?

Lieber Gott, lass Abend werden, Morgen wird es von allein

Das Zimmer war noch dunkel, die Vorhänge, die tagsüber den Blick auf den großen Park freigaben, waren fest zugezogen. Im ganzen Raum hing der schale Geruch der Nacht. Das war kein Wunder, schließlich schliefen hier drei Frauen. Doch über dem leisen Schnarchen, das ab und an zu hören war, erklang ein kleiner Satz: »Lieber Gott, lass Abend werden, Morgen wird es von allein.«

So ertönte es aus dem Bett gleich vorne links. Zweimal wurde der Satz gesagt. Beim zweiten Mal bereits deutlich lauter. Frau Thomke war also bereits wach. Sie war die Frau, die in diesem Zimmer am allerwenigsten Hilfe brauchte. Prinzipiell erledigte sie das Meiste allein, bemühte sich immer noch sehr intensiv, sich selber so weit wie möglich zu waschen und anzuziehen. Aber, und das Aber war sehr groß geschrieben: Es fiel ihr nicht leicht. Mit ihren mehr als 80 Jahren fühlte sie sich müde, alt, schwach und erschöpft. Dieses Lebensgefühl brachte sie in dem Satz »Lieber Gott, lass Abend werden, Morgen wird es von allein« fortwährend zum Ausdruck. Er begleitete sie den ganzen Tag über, wie das regelmäßige Ticken der alten Standuhr.

Es war kein Wunder, dass sie diesen Satz einem Mantra ähnlich auf sagte. Sie erfüllte hier, trotz ihres Alters und mit dem Gefühl, bereits ein langes, anstrengendes Leben hinter sich zu haben, eine schwere Aufgabe. Zusammen mit einer

anderen alten Frau betreute sie, wie sie dachte, ein Kind, das sie auch immer zur Schule zu bringen hatte.

Die andere alte Frau, Frau Lützwow, hatte sich bereitwillig in das Arrangement der »Kinderbetreuung« gefügt. Beide Damen waren nicht mehr ganz orientiert. Beide dachten, dass die kleine Frau Eichmann, die mit ihnen im Zimmer wohnte, ihr Kind sei. Ob es nun ein gemeinsames oder ein eigenes Kind war, konnte nie geklärt werden. Zumindest zogen, zerrten und schleppten Frau Thomke und Frau Lützwow den ganzen Tag die kleine Frau Eichmann mit sich herum.

Sie gingen dabei stets den langen Flur des Wohnbereichs auf und ab. Der Weg reichte von der Eingangstür bis ganz nach hinten zum Speisesaal. Zwischen Frau Lützwow und Frau Thomke gab es selten Streit. Sehr harmonisch gingen sie der Aufgabe nach, die extrem kleine Frau Eichmann den ganzen Tag über den Wohnbereich zu zerren.

Frau Eichmann selber schien – zu der Zeit, als ich sie kennenlernte – nicht anderes zu tun, als sich in dieses Schicksal hineinzugeben. Allerdings schien sie nie so recht zufrieden zu sein. Sie brummte, rief und schrie die ganze Zeit. Das unterstützte natürlich das Gefühl bei Frau Thomke, dass das Leben extrem anstrengend war. »Lieber Gott, lass Abend werden, Morgen wird es von allein« war also mit Fug und Recht ihr ständiger Begleiter durch den Tag und diese Aufgabe.

Schon auf eine Entfernung von 15 oder 20 Metern war das Dreiergespann zu hören. Anfangs wollten wir natürlich die kleine Frau Eichmann aus der Umklammerung der beiden Ersatzmütter retten. Wir entwirrten also vorsichtig das Trio und führten Frau Eichmann sanft fort. Doch diese gute Tat rächte sich. Frau Eichmann war ganz und gar nicht einverstanden damit, sich von ihren »Eltern« zu trennen. Mit jedem Schritt, den wir uns mit ihr entfernten, wurde ihr Schreien lauter und lauter, ihre Verzweiflung wuchs. Hinter uns riefen Frau Thomke und Frau Lützow unablässig nach ihrer Kleinen. Es gelang den Kollegen kaum, die beiden entsetzten Frauen zu beruhigen. Der Aufruhr war gewaltig. Wir Kollegen blickten uns stumm an und beschlossen: »Alles auf Anfang« und führten die drei Damen wieder zusammen. Fortan ließen wir sie gewähren und hofften, dass das ständige Brummen und Rufen von Frau Eichmann einfach ein Ausdruck ihres Wohlbehagens war.

Die drei Frauen klebten zusammen, eingespielt, unentwirrbar. Keiner wusste, was genau sie zusammenbrachte. Jeder staunte, wie intensiv ihre gemeinsamen Stunden auf dem Flur waren. Die brummelnde kleine Frau Eichmann, die stumme Frau Lützow und die »Lieber Gott, lass Abend werden, Morgen wird es von allein« vor sich hin murmelnde Frau Thomke.

Gegen Abend, der damals schon gegen fünf Uhr begann, kehrte langsam Ruhe ein. Frau Eichmann war jeden Tag verschwitzt, so intensiv war ihre Anspannung. Wir mach-

ten sie frisch und legten sie recht früh ins Bett, wo sie im Handumdrehen einschlief. Sie erweckte uns gegenüber nie den Eindruck, dass sie das ewige »Kindsein« stören würde.

Frau Lützow und Frau Thomke legten gegen Abend die Füße hoch und schauten noch ein wenig um sich herum. Die Intervalle zwischen den »Lieber Gott, lass Abend werden, Morgen wird es von allein«-Sätzen wurden langsam länger, ein deutliches Zeichen einer ersten Erholung.

Später am Abend, wenn es wirklich für die meisten der Bewohner Zeit war, zu schlafen, wurde auch Frau Thomke ruhiger. Je näher der angepriesene Abend kam, desto entspannter wurde sie. Selbst im Bett, in dem sie dann, nach einer kleinen Minute am Waschbecken, zufrieden lag, hieß es noch ein paar Mal: »Lieber Gott, lass Abend werden, Morgen wird es von allein.«

Auch heute noch, Jahrzehnte später, klingt mir dieser Satz im Ohr. Besonders an den Tagen, wo ich mir wünsche, dass sie schnell herumgehen, dass die Fülle der Arbeit und manch anderer Belastung abnimmt, höre ich mich selber sagen: »Lieber Gott, lass Abend werden, Morgen wird es von allein«. Dann merke ich, dass ich lächle und an Frau Thomke denke.